

Können Tiere frei sein, auch wenn sie eingesperrt sind?

Interview mit Dag Encke, Direktor Zoo Nürnberg

NZZ am Sonntag vom 21. November 2021

Der Biologe Dag Encke sagt, dass Tiere kein Bedürfnis nach Freiheit haben, sondern nach Sicherheit. Einige Arten müsse man aus der Wildnis in die Tierparks holen, um ihr Überleben zu sichern. Interview: Frank Heer

NZZ am Sonntag: Herr Encke, kennen Sie den Song «Die Freiheit» von Georg Danzer?

Dag Encke: Nein.

In einem Zoo wird ein Tier namens Freiheit eingesperrt. Der Sänger wundert sich, dass man im Käfig gar nichts sieht. Sagt der Zoowärter: So ist das mit der Freiheit, sperrt man sie ein, ist sie weg. Können Tiere in einem Zoo frei sein, obwohl sie eingesperrt sind?

Freiheit ist zunächst einmal ein kultureller Begriff des Menschen. Biologisch haben wir kein fundamentales Freiheitsbedürfnis, sondern vor allem ein Sicherheitsbedürfnis, das wir bei allen kognitiv höherstehenden Lebewesen beobachten können. Wir streben nach sozialer und territorialer Sicherheit. Und das ist ganz klar zu unterscheiden von unserem philosophischen Freiheitsbegriff, nämlich freie Meinungsäußerung oder freie Selbstverwirklichung.

Etwas, was Tiere vermutlich nicht kennen: Selbstverwirklichung.

Da bin ich mir sehr sicher. Aus biologischer Sicht ist unser Bedürfnis nach Selbstverwirklichung ja auch unvernünftig: Menschen setzen sich in ein Flugzeug, um Ferien in einem fremden Land zu machen. Sie betreten freiwillig und ohne soziale Rückendeckung ein Territorium, das sie womöglich nicht einmal kennen. Ein Tier würde das nur unter Zwang tun, denn es bedeutet, sich einer unnötigen Gefahr auszusetzen.

Aber es gibt doch auch Tiere, die ihr Territorium freiwillig verlassen, oder?

Ja, aber ihre Bewegungsfreiheit ist immer an einen sozialen Bedarf oder an die Suche nach den überlebenswichtigen Ressourcen gebunden. Darum gibt es migrierende Arten, etwa die riesigen Herden, die in der Serengeti dem frischen Gras folgen. Oder die soziale Migration der Elefantenbullen, die so lange wandern, bis sie ein brünstiges Weibchen finden, um sich zu paaren. Der Grund für die Migration sind also immer die Ressourcen, kein eigentlicher Bewegungsdrang. Und wenn wir uns Menschen genau beobachten, dann agieren wir im Alltag ja ganz ähnlich. Wenn wir zum Beispiel vor einer Rolltreppe und einer gewöhnlichen Treppe stehen, nehmen wir instinktiv die Rolltreppe, statt zu Fuss zu gehen. Weil es biologisch gesehen das Sinnvollste ist, Energie zu sparen. Energie ist das höchste Gut, das wir im Leben haben. Wenn uns die ausgeht, haben wir verloren.

Eine meiner frühesten Kindheitserinnerungen an den Zoo ist eine alte Hyäne, die in einem Käfig von vielleicht zehn Quadratmetern den ganzen Tag im Kreis lief. War sie eine glückliche Hyäne, weil sie nichts anderes kannte?

Nein! Natürlich hat eine solche Haltung eine verheerende Auswirkung auf ein Tier zur Folge und führt zu einer Degeneration im Verhalten und in der Kognition. Es widerspricht der gesamten Biologie des Lebewesens. Man kann Tiere wie die erwähnte Hyäne natürlich kaputt halten. Aber man kann sie eben auch sehr, sehr gut halten. Man muss nur versuchen, das Tier zu verstehen. Darin besteht die Kunst eines guten Tierparks. Dass man gut beobachtet und sagt, okay, das Tier braucht dies und das.

Viel Auslauf, gute Verstecke...

... bis sich die Zoobesucher beschwerten, dass man die Tiere gar nicht mehr sieht. Das ist dann halt ein Effekt, an den sich die Besucher gewöhnen müssen. Wir haben das auch erlebt, dass es Proteste gab wegen unserer Anlagen, in denen die Tiere sich so zurückziehen können, dass man sie nicht immer sieht. Aber irgendwann haben die Besucher das auch begriffen. Und sie freuen sich, ein Tier so zu sehen, wie es seinem -Verhalten entspricht.

Eines Ihrer grossen Themen ist die Fortpflanzung zur Erhaltung der Arten. Sie fordern zum Beispiel, dass man gefährdete Tiere aus der freien Wildbahn «rausholt». Salopp gesagt: Man sperrt sie ein, um sie in Sicherheit zu bringen.

Ich mag in diesem Zusammenhang das Wort einsperren nicht besonders. Ich sage lieber, dass wir die Tiere in unsere Obhut nehmen und Schutzzonen schaffen. Denn was wir uns vollkommen abgewöhnen müssen, ist die Vorstellung der Natur als paradiesische Einheit. Das ist vorbei. Und zwar so stark vorbei, dass wir in immer mehr Fällen die letzten Individuen einer Art retten müssen. Natürlich greifen wir damit tief in das Leben der Tiere ein. Aber wir tun es in einer Weise, die ihnen guttut, weil wir wissen, wie wir sie halten müssen und die richtige Umgebung schaffen können, damit ein gesundes und normales Leben möglich ist. Normal heisst: mit allen Konflikten, die in sozialen Gruppen auch in der freien Wildbahn existieren – was auch schlechte Tage bedeuten kann oder sogar den Tod.

Welche Tiere im Nürnberger Tiergarten haben es in der Freiheit schwer und sind bei Ihnen daher besser aufgehoben?

Zum Beispiel das Mongolische Wildpferd, auch Przewalski-Pferd genannt, das in der Natur bereits ausgerottet war. Dank Reservepopulationen in europäischen Zoos konnte es aber wieder ausgewildert werden, weil die Mongolei aktiv wurde und das Habitat für die Tiere unter Schutz gestellt hat. Das war nur möglich, weil es das Pferd noch gab, und zwar im Zoo. Dann führen wir eine Gruppe von Somali-Wildeseln, die fast ausgestorben sind, oder die Mendesantilope, von denen es in der Wildbahn noch zwischen 90 und 200 Tiere gibt.

Ist es nicht ein trauriger Gedanke, dass es im Zoo künftig immer mehr Tiere geben wird, die in der freien Natur nicht mehr existieren?

Doch. Und es befeuert unsere Hauptmotivation, durch Zucht solche Reservepopulationen zu schaffen. Damit wir in einem nächsten Schritt versuchen können, das Habitat in der freien Wildbahn wiederherzustellen und die Tiere auszuwildern.

Das heisst, es geht Ihnen primär nicht um die Konservierung einer Art, sondern um die Rettung des Lebensraums für eine Wiederansiedelung gefährdeter Tiere?

Genau. Das Tier allein leistet ja keinen relevanten Beitrag zur Biodiversität, wenn es im Zoo konserviert wird. Es gibt den Begriff «funktional ausgerottet». Das bedeutet, wenn ein Tier seine Funktion im Ökosystem nicht mehr erfüllen kann, dann ist es vom Gedanken der Biodiversität her tot. Hier kommen die Reservepopulationen ins Spiel, die oft dazu führen, dass Habitate wiederhergestellt werden, wie das Beispiel in der Mongolei zeigt, sofern das überhaupt noch möglich ist. Beim Eisbären bin ich mir zum Beispiel nicht so sicher.

Warum?

Für ihn gibt es langfristig schlicht keinen Lebensraum mehr, wo wir die Tiere hinbringen können. Wir beobachten gerade, wie sich der Eisbär an Land durchschlägt, also ohne Eis und ohne Robben. Aber dort konkurriert er mit dem Grizzly, in dessen Habitat er ihm wahrscheinlich unterlegen sein dürfte. Was hier passiert, bleibt im Moment noch abzuwarten.

Das heisst, dass es den Eisbären in hundert Jahren nur noch in Zoos geben könnte?

Ja. Und dann muss man sich natürlich die Frage stellen, ob man ein Tier, das funktional ausgestorben ist und für das der Lebensraum nicht wiederhergestellt werden kann, nicht besser aufgeben sollte, auch im Zoo. Das ist zum Glück eine Diskussion, die wir jetzt noch nicht führen müssen. Aber die Entwicklung ist bekanntlich nicht gerade ermutigend.

Gibt es den perfekten Zoo?

Nein. Den wird es auch nie geben. Unser Wissen ist noch immer begrenzt, und das Lernen wird nie aufhören. Aber man sieht an den Entwicklungen, dass wir uns durch naturwissenschaftliche Erkenntnisse und gesellschaftlichen Druck – der hat den Zoos auch gutgetan – immer weiter verbessern können.